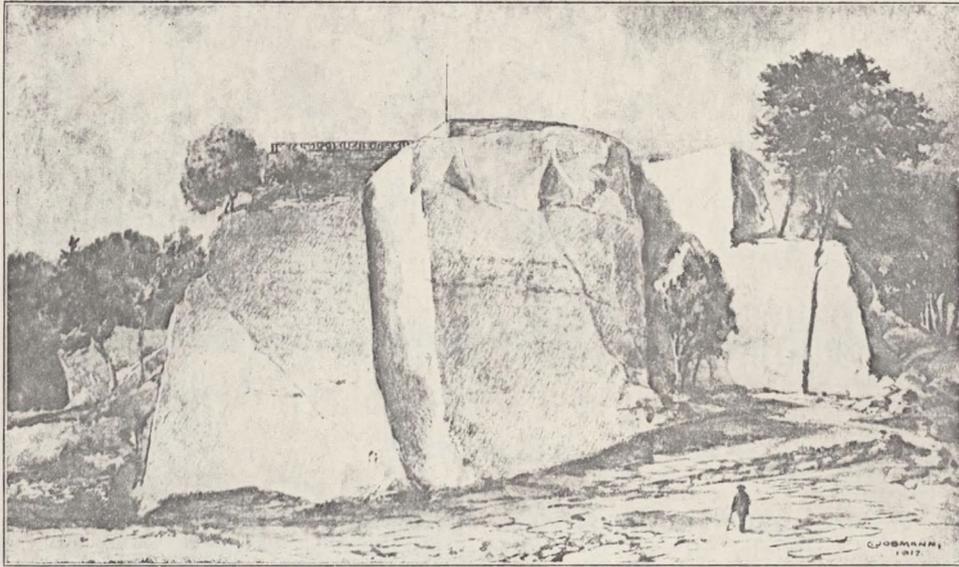


Der „Brunholdisstuhl“ bei Bad Dürkheim



Jobmann

- I. Ein angebliches Merkurrelief am Brunholdisstuhl (Dr. F. Sprater)
- II. Der Brunholdisstuhl, ein römischer Steinbruch (Dr. F. Sprater)
- III. Der Brunholdisstuhl als Kultstätte (Dr. U. Becker)



Kaiserslautern 1917

Sonderabdruck des Pfälzischen Museums XXXIV (1917)
Monatschrift des Historischen Vereins und des Vereins Historisches Museum der Pfalz
Schriftleiter: Professor Hildenbrand, Speyer
Hofbuchdruckerei Hermann Kayser, Druck und Verlag

Der „Brunholdisstuhl“ bei Bad Dürkheim.

Vorbemerkung.

An der Ostseite der Dürkheimer Heidenmauer befindet sich eine hohe Felswand, die erstmalig Pfarrer Lehmann im Jahre 1867 (Bavaria 4. Band, 2. Abteilung, Seite 609) als Brunholdisstuhl oder Brunhildisstein bezeichnete und mit dem Nibelungenlied in Verbindung brachte. Pfarrer Butters hat Lehmanns Erklärung in seinen 1868 erschienenen Führer durch Dürkheim übernommen; sie wurde in der Folgezeit besonders von Dr. Mehlig („Im Nibelungenlande“ 1877 und an anderen Orten) eifrig verfochten. Ohlenschlager hat die Frage eingehend im 19. Band der Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz (1895) behandelt und nachgewiesen, daß der in einer Dürkheimer Grenz-

beschreibung von 1360 genannte „Brünoldez stül“ viel weiter südlich liegen muß und daß der Namen nicht von der Königin Brunhilde des Nibelungenliedes sondern von einem Männernamen Brunold stammt. Trotz der klaren Ausführungen Ohlenschlagers hat sich der Name Brunholdisstuhl für den Felsen an der Ostseite der Heidenmauer, der im Volksmund „Krummholzerstuhl“ (der Namen kommt nach Christ von den Wagnern oder Krummholzern, die hier wahrscheinlich Holzberechtigungen hatten; vgl. Mannheimer Geschichtsblätter XIII (1912), Seite 254) genannt wird, allgemein eingebürgert. Wir haben deshalb auch in dieser Abhandlung den Namen Brunholdisstuhl beibehalten.

I. Ein angebliches Merkurrelief am Brunholdisstuhl.

Von K. Konservator Dr. Sprater in Speyer.

Nachdem der Dürkheimer Altertumsverein bereits in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts am Brunholdisstuhl Ausgrabungen hatte vornehmen lassen, wurde im Jahre 1914 der Hauptfelsen von dem Dürkheimer Bad- und Salinenverein und dem Dürkheimer Verschönerungsverein (Drachensfelsklub) im Interesse der Erhaltung des Felsens aus Privatbesitz käuflich erworben. Inmitten des Krieges wurden mit Hilfe von Verwundeten und von Kriegsgefangenen die Aufräumarbeiten wieder aufgenommen.

Bei dieser Gelegenheit wurde ein mit der Zeispiz roh in den Felsen eingehauenes Relief (Abb. 1) gefunden, das ich auf Veranlassung der Herren Justizrat Muck und Ökonomierat Karl Schäfer im April 1916 besichtigte. Februar 1917 ging nun über diesen Fund ein Bericht durch die Tagespresse, den ich anschließend im Wortlaut wiedergebe: „Historischer Fund in der Pfalz. In der Nähe des Bades Dürkheim wurde in einer Felsenbastei ein Felsbild des Merkur aufgefunden. Der Berkehrsgott steht, nackt bis auf die leicht

übergeworfene Chlamys, aufrecht, in der Linken hält er den Schlangenstab, in der Rechten den Geldbeutel. Links von ihm ist ein runder Altar, 18 cm hoch, eingehauen. Das Relief ist wohl im dritten nachchristlichen Jahrhundert dem Mercurius-Wodan errichtet worden. Auf den bis 20 m hohen Felskluft sind schon länger bekannte Bildwerke (anspringende Pferde, zum Teil mit Streitwagen hinter sich; Sonnenräder mit Zacken und Stielen) und Inschriften eingemeißelt. Drei Inschriften sind dem Mercurius gewidmet, auf einer trägt er den Beinamen „Cisustius“, womit der im nahen Ruppertsberg aufgefundene Altarstein eines Mercurius Cisonius zu vergleichen ist.“

Besser als Worte es vermögen, zeigt die hier beigegebene Abbildung (Abb. 1) des Reliefs, daß es sich in dem wiedergegebenen Bericht um eine ganz phantastische Übertreibung handelt. Weder von einer Chlamys noch von einem Schlangenstab noch von einem Geldbeutel noch von einem Altar ist das geringste zu erkennen. Wir sehen nur eine ganz roh mit der Zweispitz in den Felsen eingehauene Nische mit einer nackten, männlichen Figur; von welcher der linke Arm erhoben, der rechte Arm gesenkt ist. Merkur kann gar nicht in Frage kommen, da er auf unsern provincial-römischen Denkmä-

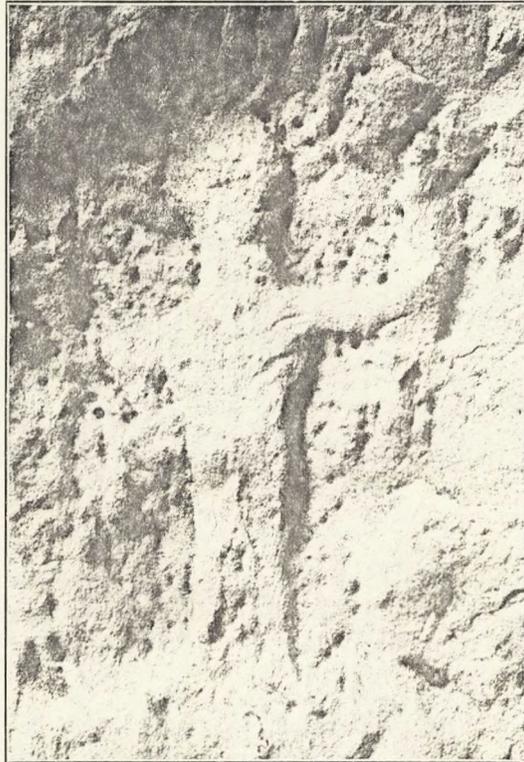


Abb. 1.
Das angebliche Merkurrelief.

lern den Schlangenstab regelmäßig in der gesenkten Linken trägt. So zeigen ihn 18 Merkurdarstellungen unseres Museums in Stein und fünf in Bronze. In seinem Répertoire de la statuaire Grecque et Romaine bildet Salomon Reinach über 200 Merkurdarstellungen ab. Darunter finden wir nur eine, die den Merkurstab in der halb erhobenen Linken trägt, und diese Figur wird als verdächtig bezeichnet. Es mag gewagt erscheinen, diese überaus roh gearbeitete Figur überhaupt bestimmen zu wollen. Trotzdem möchte ich im Nachfolgenden den Versuch unternehmen. Für die Darstellung der Götter haben häufig wiederkehrende Schemata sich herausgebildet, so daß es in manchen Fällen auch bei Mangel erkennbarer Attribute möglich ist, die Gottheiten zu bestimmen. Dadurch war es uns schon er-möglicht, den Erklärungsversuch als Merkur abzulehnen. Von provincialrömischen Gottheiten

hält Jupiter das Szepter regelmäßig in der erhobenen Linken oder auch rechten Hand. In seiner Haltung erinnert nun das Relief am Brunholdisstuhl stark an die 2,60 m hohe Jupiterdarstellung des Historischen Museums der Pfalz von Laugkirchen (vgl. Hildenbrand, Der römische Steinsaal des Historischen Museums der Pfalz zu Speyer Nr. 44 und Abbildung Nr. 15). Hier hält der nackte Gott das Szepter in der erhobenen Linken, den Blitz in der gesenkten Rechten. Mars und Minerva, welche die Lanze gleichfalls in der erhobenen Hand tragen, kommen nicht in Frage, da sie regelmäßig bekleidet dargestellt sind.

Eine wertvolle Ergänzung findet das Relief in den schon länger bekannten, in die Wände des Brunholdisstuhles eingeritzten Zeichen und Figuren. In seinem Führer durch Dürkheim macht Pfarrer Butters zum ersten Mal auf dieselben aufmerksam (1868): „In der nach Westen schauenden Wand ziemlich in der Mitte, sieht man ein Zeichen, das einem römischen Feldzeichen gleicht, eingehauen. Es ist ein senkrechter Strich, dessen oberer Teil einen Kreis als Durchmesser durchzieht, so aber, daß die Spitze 5—6“ darüber hinausragt. Der Kreis selbst ist von sich kreuzenden Linien durchschnitten. Herr Revierförster Linde-

mann hat dasselbe Zeichen an verschiedenen Steinen auf der Höhe des Peterskopfes gefunden. Worauf diese Zeichen deuten, ist noch nicht klar.“ In der zweiten Abteilung seiner „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ (Seite 6 und Tafel IV) wies Mehlis 1876 zwei weitere radförmige Zeichen nach (die Zeichnungen Tafel IV sind ungenau). In dem Büchlein „Im Nibelungenlande“ erwähnt der gleiche Verfasser Seite 48 erstmalig im Jahre 1877 eine Pferdefigur. Im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1889, Seite 78 bringt er sieben Inschriften und Figuren von Pferd und Adler. Zwei weitere Inschriften veröffentlicht Mehlis in der Zeitschrift für Ethnologie 1892, Seite 565 und in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1892, Seite 259. Endlich will Mehlis noch nachfolgende Tierfiguren entdeckt haben (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins

der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1893, Seite 53): ein Zweigespann mit Wagenlenker, ein weiteres Pferd, Sonne, Mond und Sterne, zwei Schildkröten, eine Gule, einen Cerviden (Celtier?), eine Fledermaus, einen Delfin und von Pflanzen endlich einen Mohnstengel.

Besonders die letzterwähnten Entdeckungen zeugen von einer Phantasie des Beschreibers, die der des Beschreibers des „Merkurreliefs“ nichts nachgibt. Die römischen Inschriften am Brunoldisstuhl sind im Corpus Inscriptionum Latinarum (Band XIII, Nr. 1075 mit 1084) bereits unter den „Falsae“ aufgeführt. Der Herausgeber des Werkes, Professor Zangemeister, hat im Jahre 1898 den Platz unter Führung des Herrn Dr. Mehlis besucht. Die Inschriften waren nach seinen Ausführungen im CIL damals bis auf zwei zerstört. Von diesen sei die eine überhaupt nichts, die andere bestehe aus zwei Buchstaben zweifelhaften Alters. Im übrigen seien die von Mehlis veröffentlichten Inschriften so wunderbar, daß Alter und Lesung höchst zweifelhaft wären. Was Zangemeister über die Inschriften schreibt, muß ich auch über einen großen Teil der von Mehlis aufgeführten Zeichnungen sagen, nachdem ich die Felswände eingehend an Hand der Mehli'schen Berichte und der im Jahre 1893 aufgenommenen Photographien untersucht habe. Eine der Photographien, deren Benutzung an Ort und Stelle mir durch das freundliche Entgegenkommen des Dürkheimer Altertumsvereins ermöglicht wurde, zeigt den angeblichen

Adler und das Zweigespann. An der in Frage kommenden Wand konnte ich nur drei Pferdefiguren finden, von denen eine leicht, die andern

beiden schwer erkennbar sind. Die Umrißlinien sind in einzelnen Punkten ausgeführt. Bei dem mittleren Pferd, das zum Zweigespann gehören soll, sind Wagen und Lenker nicht vorhanden. Eine sorgfältige Vergleichung zeigt, daß Mehlis die Umrißlinien der Figuren, welche wirklich vorhanden sind, und der Figuren, die er zu erkennen glaubte, vor Herstellung der Aufnahme mit Kohle nachgefahren hat. Links von dem angeblichen Zweigespann

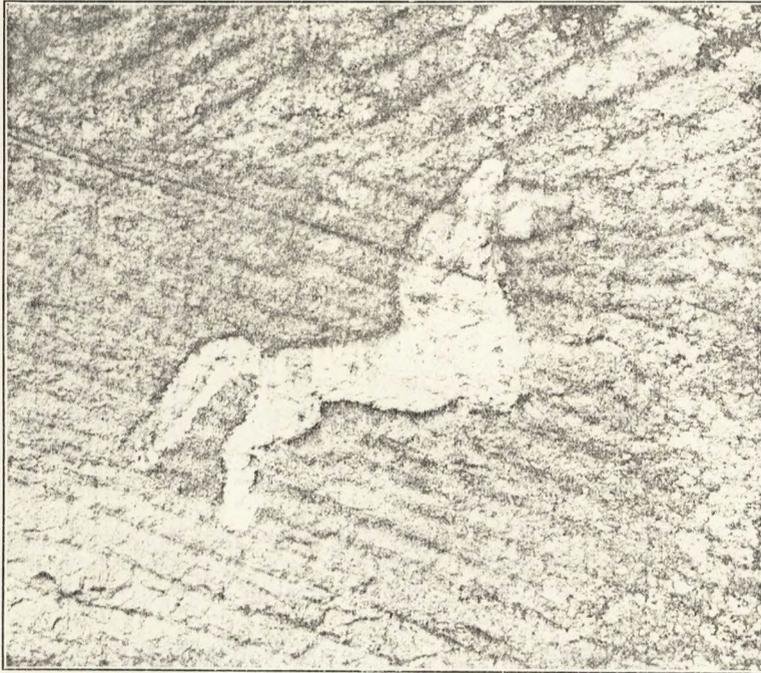
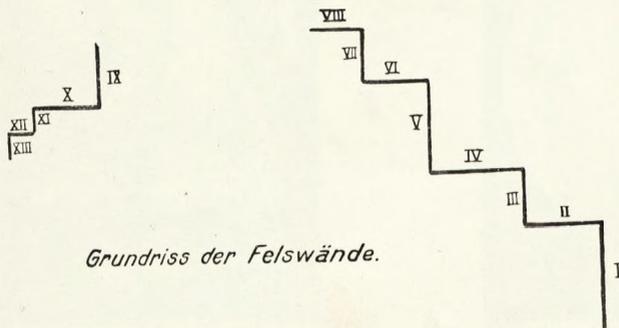


Abb. 2.
Pferd (an der Wand VI).

sind einige Linien eingeritzt. Auch hier hat es einer sehr starken Nachhilfe der Kohle bedurft, um eine Photographie zustande zu bringen, die ganz entfernt an einen Adler erinnert. Konservator Dr. Hock erklärt diese Linien für ein mißglücktes und infolgedessen unvollendet gebliebenes Pferd (Kopf und Hals fehlen), eine Erklärung, der ich mich nach nochmaliger Besichtigung anschließen möchte.

Nach Ausscheidung der Ergebnisse Mehli'scher Phantasie bleiben eine menschliche Figur, vier (bzw. fünf) Pferdefiguren und 3—4 Räder teils mit, teils ohne Stäbe. Der beigegebene Grundriß (Abb. 3) zeigt die Verteilung der Zeichnungen an den einzelnen Felswänden. An Wand I befindet sich ein Pferd von 50 cm Höhe (Abb. 4, 1), an Wand III ein achtspeichiges Rad mit Stab (die Zeichnung



Grundriß der Felswände.

Abb. 3
Grundriß der Felswände.

befindet sich so hoch über dem Boden, daß die Maße nicht genommen werden konnten (Abb. 4, 2); an Wand IV die 40 cm hohe menschliche Figur

(Abb. 1) und links darüber ein undeutlich sichtbares Rad, vielleicht mit Stab, an Wand VI drei (bzw. vier) Pferde von 40,25 und 23 cm Höhe (Abb. 2 und 4, 2 und 3), an Wand X endlich ein achtspeichiges Rad mit Stab von 85 cm Höhe (Abb. 4, 4) und ein sechspeichiges Rad von 18 cm Durchmesser (Abb. 4, 5). Die einzelnen Zeichnungen befinden sich in sehr verschiedener Höhe. Der Höhenunterschied zwischen der höchsten und der tiefsten Figur dürfte 10 m betragen. Es ist zu hoffen, daß bei der beabsichtigten Fortsetzung der Ausgrabungen noch weitere Zeichnungen zu Tage treten.

Wie bereits erwähnt, vermutet Pfarrer Butters in dem Rad mit Stab ein römisches Feldzeichen. Mehlis erklärt die Zeichen anfangs

Seite 45, Anmerkung 1), bald als Sonnenzeichen (Im Nibelungenlande 1877, Seite 48 und an anderen Orten). Auch in seinem Führer durch Dürkheim 1885, Seite 109 bezeichnet Mehlis die Räder als Sonnensymbole und erinnert meiner Ansicht nach mit Recht an die Stäbe mit Brezeln, die am „Stabaustage“ von den Kindern getragen werden. Die beiden Zeichnungen Abbildungen 4, 4 und 6 möchte ich als an Stäben befestigte Sonnenräder bezeichnen. Im Gegensatz hierzu sieht Christ in den Rädern Zunftzeichen der Wag-

ner (vgl. Mannheimer Geschichtsblätter XIII 1912, Seite 253).

Auf zwei Biergöttersteinen des Historischen Museums der Pfalz (von Dunzweiler und Niederwürzbach) sehen wir eine Gottheit mit Rad und

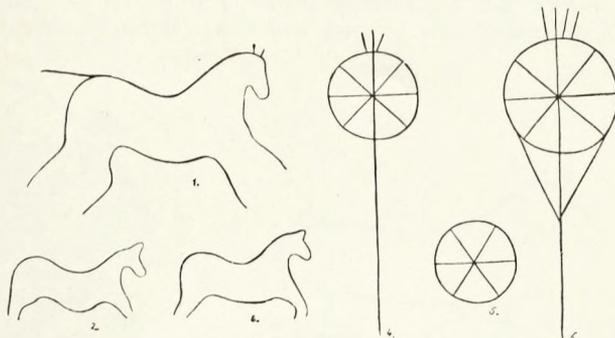


Abb. 4.
Die Zeichnungen an den Felswänden.

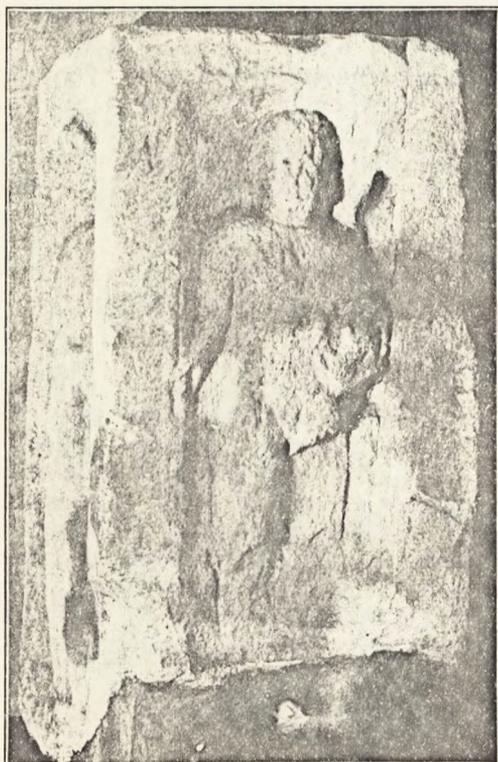


Abb. 5.
Biergötterstein von Dunzweiler
im Historischen Museum der Pfalz.

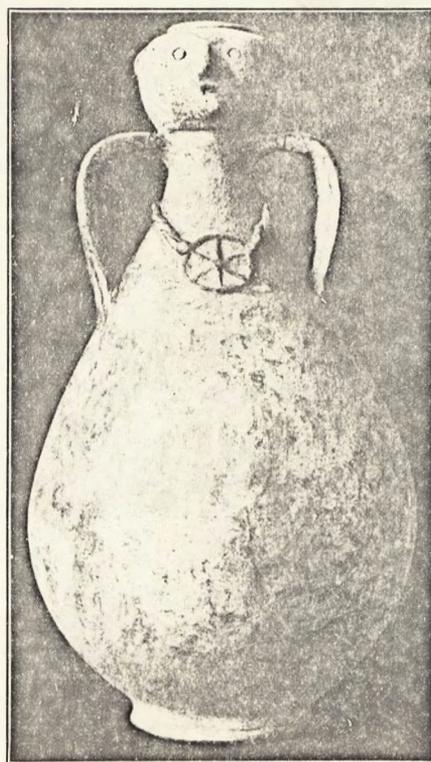


Abb. 6.
Gesichtsvase von Rheinzabern
im Historischen Museum der Pfalz (Sammlung Ludowici).

bald als Merkurstäbe (Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, 2. Abteilung 1876, Seite 6/7 und Pfälzisches Museum, 2. Jahrgang 1885,

Szepter dargestellt. Daß diese Figur als Jupiter zu bezeichnen ist, beweisen zwei in Frankreich gefundene Bronzen. Die eine Figur von Châtelet

hält in der linken Hand ein Rad, in der rechten den Bliß; die zweite Figur von Landouzy-la-Bille hält gleichfalls in der linken das Rad, während der rechte Unterarm abgebrochen ist. Durch die Inschrift am Sockel: I. O. M. ET N. AVG. ist auch diese Figur als Jupiter gesichert. Die beiden Biergöttersteine von Dunzweiler und Niederwürzbach sind höchst wahrscheinlich Teile von Jupitergigantensäulen. Eine eingehende Bearbeitung hat diese Denkmälerklasse, die auch in der Pfalz sehr verbreitet ist, neuerdings durch Professor Hertlein (1910) erfahren. Das ganze Denkmal besteht in den meisten Fällen aus einem Sockel (Biergötterstein), einem Zwischensockel (Wochengötterstein) und einer meist geschuppten Säule mit Kapital, das nicht selten vier Köpfe zeigt. Bekrönt wird das Denkmal von einer Jupitergigantengruppe, nach der das Ganze benannt wird. Die Gruppe besteht aus einem Reiter zu Pferd über einem Giganten. Der Kopf des Reiters zeigt fast ausnahmslos den üblichen Jupiter-Typus. Die Attribute des Gottes sind verhältnismäßig selten noch vorhanden. Bei einer zerschlagenen Jupitergigantengruppe wurde 1909 im Wasserwald bei Zabern ein eiserner Bliß gefunden. In wenigstens drei Fällen trägt nun dieser durch den Wasserwaldfund als Jupiter vollständig gesicherte Gott als Attribut das Rad (vgl. Hertlein, Die Jupitergigantensäulen Seite 33). Die an den Wänden des Brunholdisstuhles nachgewiesenen Räder bilden also eine wertvolle Ergänzung zu meiner Erklärung des neugefundenen Reliefs als Jupiter. Dem gleichen Kultkreis endlich gehört eine doppelhenkelige in Rheinzabern gefundene Gesichtsvase

der Sammlung Ludowici im Historischen Museum der Pfalz an, die an einer um den Hals gelegten gewundenen Schnur ein sechspeichiges Rad trägt (vgl. Abb. 6). Aber auch die Pferde gehören dem Sonnenkult an. Dies zeigt abgesehen von den bereits erwähnten Gigantenreitern auch ein

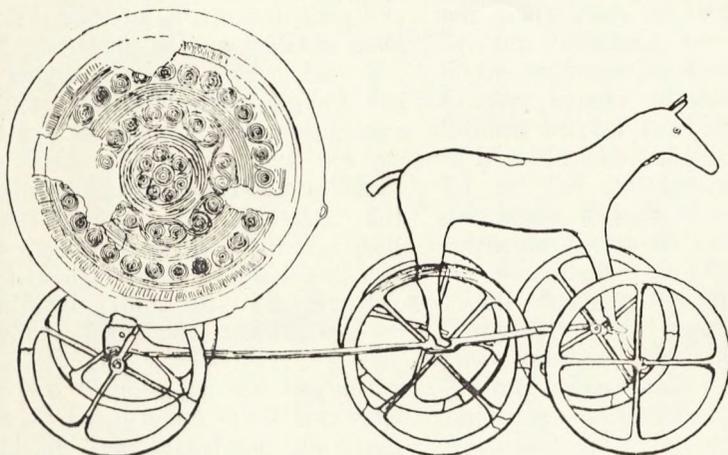


Abb. 7.
Sonnenwagen von Trundholm.

Fund aus vor-römischer Zeit. Zu Trundholm auf Seeland fand man eine vergoldete, reich verzierte Sonnenscheibe aus Bronze, die von einem Pferde gezogen wird. Das Ganze ruht auf sechs Rädern (Abb. 7). Wir sehen also, daß alle Zeichnungen am Brunholdisstuhl dem Kult der Sonne geweiht sind. Das nahe Verhältnis der Zeichnungen am Brun-

holdisstuhl zu gesicherten provincial-römischen Jupiterdarstellungen läßt den Schluß als berechtigt erscheinen, daß dieselben der römischen Zeit angehören. Wie wir nun so häufig unter unsern provincial-römischen Skulpturen in römischer Form dargestellte gallische oder germanische Gottheiten zu erkennen haben, handelt es sich auch hier jedenfalls nicht um den römischen Jupiter sondern um einen einheimischen Licht- und Sonnengott. Daß der Sonnenkult am gleichen Platze sich bis in die neueste Zeit erhalten hat, wird Herr Dr. A. Becker im Anschluß an meinen Bericht über den Brunholdisstuhl und seine Skulpturen darlegen.

Nachtrag. Herr Pfarrer Klimm, Grethen macht mich darauf aufmerksam, daß in frühen Wachenheimer Urkunden ein Familiennamen Krumholzer vorkomme. Demnach dürfen wir annehmen, daß der Namen Krummholzerstuhl von der Familie Krummholzer kommt. Übrigens kommt auch bei Leistadt in einer Urkunde von 1793 ein Krummholzerstuhl vor.

II. Der Brunholdisstuhl, ein römischer Steinbruch.

Von R. Konservator Dr. Sprater in Spener.

Das zutage tretende Buntsandsteinmassiv des Brunholdisstuhles wird von einer Reihe im rechten Winkel aneinander stoßender, senkrecht abfallender Felswände gebildet. Die meisten dieser Wände sind von oben bis unten in langen Stücken abgepißt, durch die wir lebhaft an häufig

ganz ähnlich bearbeitete römische Steinsärge erinnert werden. Bei genauer Besichtigung der Wände sehen wir, daß sich dieselben in scharf getrennte horizontale Bänder von durchschnittlich 50 cm Höhe gliedern. Die einzelnen Riesen haben nahezu die Form eines Viertelkreises. Durch die frü-

heren wie durch die neuesten Grabungen wurden größere bisher durch Schutt verdeckte Teile der Felswände freigelegt, doch ist man noch an keinem Punkte auf die Sohle gekommen. Die Höhe des Hauptfelsens beträgt, so weit er zur Zeit freigelegt ist, 16 m. Die Verteilung der Felswände ersehen wir am besten aus der Grundrißskizze (Abb. 3 S. 5.) Die Wand VIII setzt sich jedenfalls bis zur Wand X fort, doch ist das fehlende Stück heute noch mit Schutt überdeckt, der meines Erachtens davon herrührt, daß man zwischen den beiden Wänden noch in nachrömischer Zeit Steine gebrochen hat. Eine Gesamtaufnahme der gewaltigen Felswände auf photographischem Wege herzustellen, erwies sich leider als unmöglich. Um so mehr bin ich Herrn Städt. Zeichenlehrer Jobmann für die Herstellung einer Ansicht derselben zu Dank verpflichtet (Abb. 8). Die Ubarbeitung der Felswände sehen wir deutlich auf der Abbildung 9.

Was mag der Grund für die eigenartige Bearbeitung der Felsen gewesen sein? Um einen Hintergrund für das rohe Relief und die Zeichnungen zu schaffen, wird man diese gewaltige Arbeitsleistung gewiß nicht vollbracht haben. Pfarrer Lehmann erklärt in seiner Arbeit „Das Dürkheimer Thal“ im Jahre 1834 den Brunholdisstuhl für einen Steinbruch. Mehlis vermeidet es meist, eine Erklärung für die Felswände zu geben. Zwar bezeichnet er sie im 1. Jahrgang des Pfälzischen Museums (S. 55) als Steinbruch, um aber schon im folgenden Jahrgang (S. 45 Anm. 2.) zu schreiben: „Den Steinbruch muß ich nach sorgfältiger Prüfung stark bezweifeln.“ Mit diesen Worten wendet sich Mehlis gegen Dr. Paul Wislicenus, der am angeführten Orte den Brunholdisstuhl für einen römischen oder gallischen Steinbruch erklärt. Auch Zangemeister schreibt im XIII. Bande des Corpus Inscriptionum Latinarum unter Nr. 1075, daß es sich möglicherweise um einen römischen Steinbruch handelt. In seinen „Materialien zur Besiedelungsgeschichte Deutschlands“ erwähnt Schumacher (S. 210) von römischen Steinbrüchen in der Pfalz Mtleiningen und Breitsfurt, dagegen nicht den Brunholdisstuhl.

Wie und aus welchem Grunde die Felswände des Brunholdisstuhles in der beschriebenen Weise abgearbeitet worden sind, hat noch niemand zu erklären versucht. Als ich vor einigen Jahren gemeinsam mit Herrn Konservator Dr. Reinecke (München) den Brunholdisstuhl besuchte, machte mich derselbe auf eine auf der Oberfläche der Wand IX befindliche Rinne aufmerksam, die für die Lösung unserer Frage von großer Wichtigkeit ist. Das gleiche Vorkommnis ist nach den neuesten Ausgrabungen sehr schön unmittelbar unter dem angeblichen Merkurrelief zu sehen (Abb. 9, unten in der Ecke). Diese Beobachtung zeigt uns, daß man den zu gewinnenden Quader auf allen Seitenflächen von dem Felsen durch mit der Zweispitz

eingehauene Rinnen losgetrennt hat. Dann erst wurde der Quader durch einen Keil vom Felsen abgehoben. Dieses Verfahren ist sehr schwierig, denn die Zweispitz mußte hart an der senkrechten Wand entlang geführt werden. Die Quader wurden meist in einer Größe von $\frac{1}{2}$ Kubikmeter gewonnen (Länge und Breite je 1 m, Höhe 50 cm). Was wir heute sehen, ist immer nur der unterste Teil der zur Loslösung des Quaders eingeschlagenen Rinne während der durch die Rinnen abgetrennte Quader bereits abgehoben ist. Die Breite der Rinnen beträgt durchschnittlich 5 cm. Es wird wohl unmöglich gewesen sein, die Rinne so schmal 50 cm tief einzuhauen. Wir dürfen vielmehr annehmen, daß die Rinne oben wesentlich breiter (vielleicht 15 bis 20 cm) war. Leichter hätte ja der Steinbrecher zu arbeiten gehabt, wenn er die Rinne schräg in die Wand hineingehauen hätte. Dann hätte er jedoch den Felsen nur bis zu einer geringen Tiefe abbauen können. In der Tiefe des Steinbruches konnte er allerdings dieses bequemere Verfahren anwenden und tatsächlich sehen wir die Wand III an zwei Stellen schräg abgearbeitet. Dies zeigt uns wohl an, daß wir uns an dieser Stelle nicht mehr weit über der Sohle befinden.

Einen anscheinend in gleicher Technik abgebauten Steinbruch beschreibt Hugo Blümner im 3. Bande der Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern 1884 S. 73: „Unter den durch Tagbau betriebenen Steinbrüchen der Griechen sind als besonders instruktiv zu bezeichnen die Marmorbrüche des Pentelikon, von Karystos auf Euboea, von Skyros und Paros, sowie die berühmten Latomien von Syrakus. Was sich an diesen Brüchen noch am besten erkennen läßt, ist die Art des Ausschrämens; dieselbe ist allerdings nicht überall die gleiche, da z. B. am Pentelikon die Brüche mit großer Geschicklichkeit senkrecht ausgeschrämt und behauen sind, während auf Skyros die unten stärkern Bänke weit hinein ausgeschrämt sind, so daß dadurch eine überhangende Felsenhalle gebildet wird; und ebenso ist in Syrakus das System befolgt, die Felsen in zwei krummen Linien, welche nach oben spitz zusammenlaufen, zu bearbeiten. Dabei scheint die Arbeit des Ausschrämens, soweit man dasselbe noch beurteilen kann, da sich nicht selten die Spuren des Meißels noch an den Felswänden verfolgen lassen, so ziemlich mit den gleichen Werkzeugen erfolgt zu sein, wie sie heut im Gebrauch sind.“

Eine andere bereits von den Römern angewendete Steinbruchtechnik, die sich bei uns bis zur Verwendung des Pulvers allgemein erhalten hat, beschreibt Blümner S. 75 folgendermaßen: „Um einen Steinblock vom Felsen zu lösen, meißelte man kleine Furchen oder Rinnen von 6—9 cm Breite und ebensoviel Tiefe in den Stein, und auf dem Grund derselben in bestimmten Ab-

ständen kleine Vertiefungen zur Aufnahme der Keile. Alle diese Keile, welche in einer und derselben Linie verteilt waren, mußten gemeinschaftlich wirken, um den Stein in der ganzen Länge des Einschnittes abzusprennen; der Zweck der Furche konnte nur der sein, den Bruch in der bestimmten Richtung zu führen und den Widerstand des Gesteins zu vermindern. Bisweilen fehlt allerdings die Furche und die Vertiefungen für die Keile sind an der Oberfläche des Gesteins selbst angebracht: sei es, daß es den Sprengenden nicht gerade auf die Richtung, in welcher das

nützung des Steinbruchs nicht in Frage, da die beschriebene Technik Werkzeuge voraussetzt, die in vorrömischer Zeit noch nicht bekannt waren. An dem Plage, an dem man in römischer und vielleicht auch schon in vorrömischer Zeit zu Ehren des Sonnengottes Feste veranstaltet hat, haben römische Steinbrucharbeiter das Bild des Sonnengottes und seiner Attribute in die Felswände eingezeichnet. Wie ich schon früher bemerkt habe, befinden sich die Zeichnungen in sehr verschiedener Höhe. Wenn erst einmal der Schutt vor der Wand VI weggeräumt sein wird, wird es sich zeigen, daß

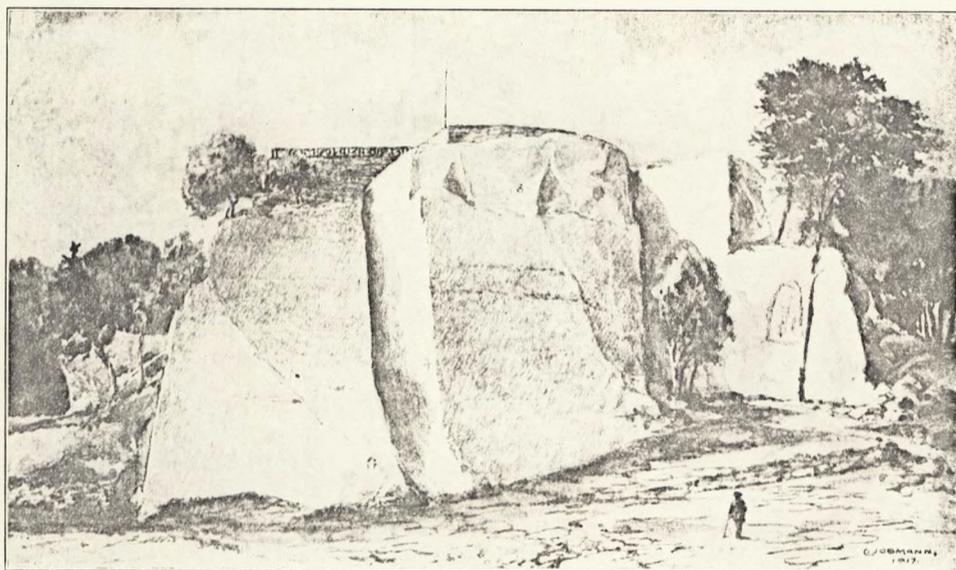


Abb. 8.
Der „Brunholdisstuhl“ bei Bad Dürkheim (Zeichnung des Herrn Jobmann).

Stück abgelöst wurde, ankam, sei es, daß schon von Natur Fugen im Stein waren, welche die Sprengung in bestimmter Richtung sicherten. Diese Keillöcher sind meist 5—6 cm lang, ebenso tief und halb so breit.“ An den Felswänden des Brunholdisstuhles habe ich nirgends Spuren einer Anwendung von solchen Keilen beobachten können. Dagegen fanden sich bei den jüngsten Ausgrabungen mehrere Steine mit Keillöchern am Rande. Auch ein Sprengkeil wurde gefunden. Ob diese Technik hier bis in römische Zeit zurückgeht, bezweifle ich. Ich möchte vielmehr annehmen, daß man in nachrömischer Zeit in der zwischen den Wänden VIII und X vorhandenen Lücke auf einer Breite von 25 m in der zuletzt beschriebenen Technik Steine gebrochen hat.

Für die Bestimmung des Alters sind das oben beschriebene Relief und die Zeichnungen von größter Wichtigkeit; das angebliche Merkurrelief und die Pferde machen durchaus den Eindruck roher römischer Arbeit. Für diese zeitliche Ansetzung spricht auch meine Erklärung der Darstellungen. Vorrömische Zeit kommt für die Be-

die eingeritzten Pferdefiguren, die der dicht davor Stehende zum Teil nur mit Mühe erkennen kann, wenigstens 10 m über der Sohle des Steinbruches liegen. Von unten konnte man zum mindesten die beiden Pferdefiguren (Abb. 4,₂ und ₃) auch schon in römischer Zeit sicher nicht sehen. Wir müssen daher annehmen, daß die Arbeiter in einer Zeit, als der Steinbruch in vollem Betrieb war, die Skulpturen an dem Plage gemacht haben, wo sie gerade beschäftigt waren.

Noch einen weiteren Beweis möchte ich anführen, der meines Erachtens für meine Erklärung des Brunholdisstuhles als römischer Steinbruch spricht. In spätrömischem Mauerwerk des Kastells Altrip wurde im Jahre 1835 ein im Jahre 181 n. Chr. dem Schutzgott der Beneficiarier geweihter Stein gefunden, der sich jetzt im Historischen Museum der Pfalz befindet. Auf Grund einer Notiz bei Symmachus, einem spätrömischen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts n. Chr., hatte man früher angenommen, daß der Stein in spätrömischer Zeit aus Ladenburg verschleppt worden sei. Nachdem ich nun im Jahre 1912 das Kastell

Rheingönheim entdeckt hatte, kam ich zu der Überzeugung, der in Altrip gefundene Beneficiarierstein sei aus einer Beneficiarierstation verschleppt, die nach Auflassung des Kastells Rheingönheim im Jahre 74 n. Chr. an dessen Stelle getreten sei. Erst später gelang mir der Beweis durch die Auffindung eines Ziegelstempels der VIII. Legion aus

In unserem Steinbruch wurde wohl nur das Steinmaterial gewonnen, nicht aber die Bildhauerarbeiten hergestellt. Auch hierfür bietet das Historische Museum der Pfalz ein interessantes Belegstück. Aus dem spätromischen Mauerwerk von Altrip besitzt dasselbe ein auffallend hoch gearbeitetes Relief, das früher als „gefesselter Sklave,

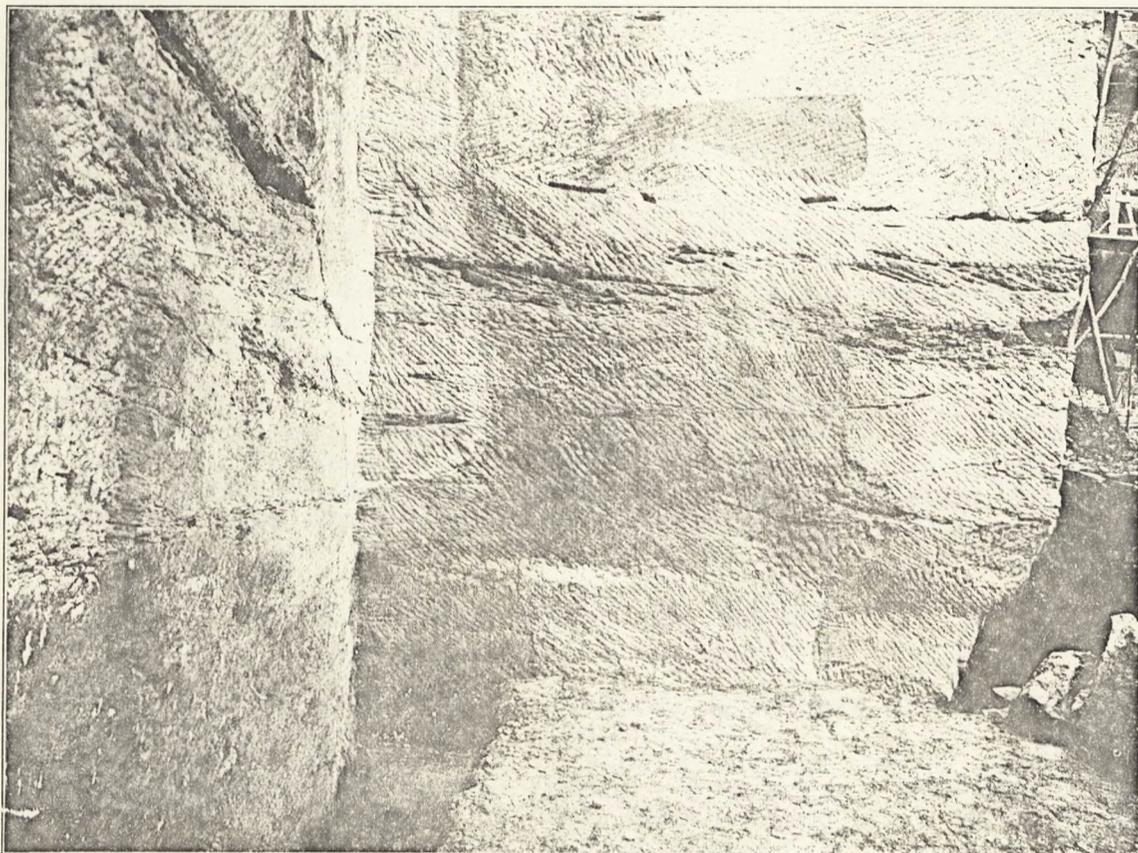


Abb. 9.

Mit der Zweispitz abgearbeitete Felswand (Band III).

Die Photographien wurden von Werner Ister Jung, die Zeichnungen mit Ausnahme der Gesamtansicht von Museumszeichner Steinmeyer in den Werkstätten des Historischen Museums der Pfalz hergestellt.

dem 2. Jahrhundert n. Chr. Anfangs suchte ich den Nachweis auf indirektem Wege zu erbringen. Das Steinmaterial für Ladenburg hat man im 2. Jahrhundert sicherlich aus dem nahen Odenwald und nicht aus dem viel weiter entfernten Haardtgebirg geholt. Der weiße Sandstein unseres Reliefs konnte aber meiner Ansicht nach nur aus dem Haardtgebirge stammen. Dies wurde mir auch von Herrn Dr. Häberle bestätigt, der auf meine Bitte hin den Stein untersuchte und erklärte, daß der Stein aus der Gegend von Dürkheim stammen müsse. Aus diesem weißen Sandstein ist nun eine größere Anzahl von in der Pfalz gefundenen römischen Steindenkmälern gearbeitet, so daß wir annehmen dürfen, daß das Material für dieselben am Brunholdisstuhl gebrochen worden ist.

(Germane)“ gedeutet war. Dr. Barthel hat nun im VII. Bericht des Kais. Archäologischen Instituts (S. 181/182) den Nachweis erbracht, daß es sich um eine roh in Bosse angelegte ganz unfertige Darstellung des Aeneas handelt, wie sie als Rundfigur mehrfach als Bekrönung von römischen Grabmonumenten nachgewiesen ist. Wir sehen hieraus, daß das benötigte Steinmaterial in Quadern an Ort und Stelle aus dem Steinbruch geliefert wurde und daß die Steine erst hier vom Bildhauer in Arbeit genommen wurden. Die gewaltigen Reiterstatuen, die heute an der Freitreppe des Historischen Museums der Pfalz aufgestellt sind, wurden allerdings in Bosse roh angelegt in einem römischen Steinbruch bei Breitfurt im Bliestal gefunden. Bei diesen ca. 100 Zentner schweren Kolossen ist es

jedoch verständlich, daß man schon vor dem Transport alles entbehrliche Material entfernte.

Weniger Gewicht möchte ich auf die bisherigen Kleinfunde legen, zumal dieselben nicht von der Sohle des Steinbruches stammen. Mehliis erwähnt, daß bei den von ihm geleiteten Ausgrabungen des Dürkheimer Altertumsvereins römische und mittelalterliche Gefäßreste gefunden worden seien. Auch bei den jüngsten Arbeiten fand sich in beträchtlicher Tiefe die untere Hälfte eines Kruges, den ich nach Form und Technik als römisch ansprechen möchte.

Die von mir beschriebene Steinbruchtechnik am Brunholdisstuhl ist sicher nicht auf die römische Zeit beschränkt sondern ist auch noch in späterer Zeit angewendet worden. In einem amtlichen Gutachten (April 1917) äußert sich Konservator Dr. Hock, der sich seit längerer Zeit schon mit dem Studium der alten Steinbruchtechnik befaßt und bereits vor Jahren mit mir den Brunholdisstuhl besucht hat, zu dieser Frage: „Die hochgehenden, vielfach pfeilerartig gruppierten Felswände des Brunholdisstuhles erscheinen in ihrer Mehrzahl von oben bis unten mit dem Zweispiz abgearbeitet und kennzeichnen sich dadurch als aufgelassene Steinbrüche. Man hat von oben nach unten die Felswände mittels tiefer, genügend breiter

„Schrote“ in Bänken abgebaut und dann aus ihren „Lagern gehoben“. Diese Methode ist in Sandsteinbrüchen heute noch üblich, wenn es sich um Material handelt, das durch Keilsetzen und Pulversprengen nicht richtig „gestoßen“ werden kann. Man beugt dadurch insbesondere vor, daß der Stein „schlenzt“ d. h. daß er da, wo Lager und Stoßfuge zusammentreffen, mit einer Rundung ausbricht anstatt kantig. — Zum Einarbeiten der tiefen Schrote verwendet man große und langgestielte Zweispitze, die sich durch lange, bogenförmige Hiebe kennzeichnen. In Brüchen bei Utleiningen soll heute noch in dieser Weise gearbeitet werden, auch im fränkischen Buntsandsteingebiet ist diese Arbeitsweise bekannt.“ Nachträglich konnte ich in Erfahrung bringen, daß auch im Bliestal heute noch diese Steinbruchtechnik angewendet wird.

Der Brunholdisstuhl bildet demnach ein hochinteressantes, kulturgeschichtlich wertvolles Denkmal. Es haben sich daher der Dürkheimer Verschönerungsverein unter seinem langjährigen Vorstand Ökonomierat Karl Schäfer sowie der Bad- und Salinenverein durch die Erwerbung des Felsens ein großes Verdienst erworben und ich möchte zum Schluß nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß es gelingen möge, die zur weiteren Freilegung des Felsens notwendigen Mittel flüssig zu machen.

III. Der „Brunholdisstuhl“ als Kultstätte.

Von Dr. Albert Becker in Zweibrücken.

„Auf der Südseite der Ringmauer [bei Bad Dürkheim] befindet sich der sogenannte krummholzene Stuhl, ein Felsen, wo sich auf Fastnacht die Jugend Dürkheims mit einem, wahrscheinlich aus einem heidnischen Gebrauche herrührenden Freudenfeuer belustigt.“¹ Was J. G. Lehmann hier aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts berichtet, ist als der verbliebene Rest eines einst weithin geübten gehaltvolleren, kultmäßigen Frühlingsbrauches anzusehen, von dem uns die Chronik des alten Klosters Lorsch an der Bergstraße schon aus dem Jahre 1090 erzählt: die Ursache eines Brandes, der die prächtige Kirche und einen großen Teil der Gebäude des Klosters vernichtete, war das Emporschleudern einer brennenden Holzscheibe bei einem am Tag der Frühjahrs-Tag- und

Nachtgleiche stattfindenden Volksfeste („Lichter-spiel“) gewesen.²

Das Scheibenwerfen oder Scheibenschlagen in der Fastenzeit, dessen ältestes Zeugnis wir eben vernahmen, ist eine ausschließlich in Oberdeutschland, heute noch im schwäbisch-alemannischen Gebiet,^{2a} früher aber auch weiter nördlich über Franken hin verbreitete Volkssitte. Nach dem Zeugnis des Johannes Bohemus Lubanus (J. Böhm aus Lub an der Tauber)³ aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts erzählt so Sebastian Franck in seiner „Wahrhaftigen Beschreibung aller Teile der Welt“ von dem dem Scheibenschlagen ähnlichen Scheibentreiben: „Zu Witterfasten flechten sie ein alt Wagenrad voller Stroh, tragen's auf einen hohen, jähnen Berg, haben darauf den ganzen Tag ein guten Mut, mit vielerlei Kurzweil, Singen, Springen, Tanzen, Geradigkeit und anderer Abenteuer, um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen's mit vollem Lauf ins Tal laufen, das gleich anzu-

¹ J. G. Lehmann, Das Dürkheimer Tal (Geschichtliche Gemälde aus dem Rheintreise Bayerns II), Heidelberg 1834, S. 148. Über die strittige Benennung des Felsens sowie andere problematische Fragen, die sich an ihn knüpfen, vgl. jetzt auch Dr. C. Mehliis, Vom „Brunholdisstuhl“ bei Bad Dürkheim (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 65 [1917] 65 ff.) Beachtenswert ist ein Aufsatz von R. Henning, Mannesföhl und Brunhildensstuhl in der Zf. f. deutsches Altertum 49, 468 ff., worauf Herr Prof. Dr. K. Droge in Wilhelms-haven freundlichst hinweist.

² E. Vogt, Die deutschen Sitten und Bräuche in H. Meyers „Das deutsche Volkstum“ (auch Sonderdruck in Meyers Volksbüchern).

^{2a} F. Pfaff, Alemannia 39 (1911) 122 ff.

³ E. Schmidt, Deutsche Volkstunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation (Historische Studien XLVII, 1904) 60 ff.

sehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief.“ Der Vorgang, schon an sich fast ein Stück Poesie, wird noch von gesprochener Dichtung begleitet; so sang man früher den Reim dazu:

Liebe, liebe Sonne,
Rutter in die Tonne,
Mehl in den Sack!
Schließ das Tor des Himmels auf!
Liebe Sonne, komm heraus!⁴

Diese Sitte war einst auch in der Pfalz bekannt,⁵ sonst hätte die Kirchenordnung für die Leininger Lande vom Jahre 1566 (1623², 1722³) oder die Visitationsordnung des Herzogs Johann I. von Zweibrücken vom 12. Dezember 1579 nicht das „Rathscheiben“ und das „Redder schieben“⁵ und dergleichen „Gaukelwerk“ zu verbieten brauchen; es ist wohl eine Folge kalvinistischer Strenge, wenn wir in der Pfalz heute nicht mehr kennen, was im Schwabenland noch oder wieder am ersten Sonntag der Fastenzeit (Invocavit, Alte Fastnacht), dem „Funken-sonntag“, als sinniger Brauch geübt wird.

Mit dem Scheibentreiben oder -schlagen verbunden ist das Anzünden von großen Strohfeuern, an denen man eigentlich die Scheibe anbrennt. Diese Feuer sind noch heute verbreitet, auch da, wo man nichts mehr vom Scheibenschlagen weiß; vom Scheibentreiben früherer Zeiten ist wohl vor bald 100 Jahren an jenem Fels bei Bad Dürkheim das heute auch vergessene Fastenfeuer noch übrig gewesen. Dort, wo wir das — vor einigen Jahrzehnten in der Pfalz (Lautertal)⁵ noch übliche — Scheibentreiben (Radschieben) nicht finden, wird in der Regel eine Stroh puppe („der Winter“, „die Hexe“) in dem Strohfeuer verbrannt, so heute noch eben im pfälzischen Lautertal.⁵ Um das Feuer tanzen und jubeln Burschen und Mädchen; hie und da schwingen jene dabei brennende Fackeln. Die gleichen oder ähnliche Sitten und Bräuche knüpfen sich anderwärts an die Osterzeit oder den Johannistag.

Um solcherlei Bräuche zu verstehen, muß man sich in die Seele des Landmanns versetzen: das Getreide, seiner sauren Arbeit Lohn, ist von des Himmels Gunst abhängig, im Winter schon, wenn es noch keimend der Schoß der mütterlichen Erde birgt, mehr noch auf des Jahres Höhe, wo Hagel und Wetterstrahl den erhofften Erfolg vieler Arbeit oft mit einem Male vernichtet; auch das Gedeihen der unter des Himmels Dach weidenden Herden, seines Viehs in Haus und Hof ist an des Wetters glücklichen Verlauf und der Felder üppiges Grün gebunden. Da gilt es die feindlichen Mächte,

die nach altem Volksglauben dem Menschen wie böse Dämonen schaden, zu wehren, gegen sie sich zu schützen. Solche Kraft der Übelabwehr und des Schutzes besitzt aber vor allem das Licht und das Feuer, die als der Himmels-sonne irdischer Widerschein bei vielen Volksbräuchen eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Und wie die bösen Geister durch die Jahresfeuer an Fastnacht, auf Sonntag Lätare, auf Ostern, am Johannistag durch die brennenden Räder und Scheiben, oft auch durch den dazu veranstalteten Lärm vertrieben, schädliche Einflüsse also beseitigt werden, so werden die guten Geister des Wachstums geweckt und Fruchtbarkeit und Segen herbeigeführt.

Aus der reinigenden, läuternden, übelabwehrenden Kraft des Feuers erklärt sich auch das Fastnachtsfeuer auf dem Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim. Aber zu dieser Auffassung tritt noch eine andere: Räder und Scheiben werden schon in alter Zeit als Abbild der Sonne angesehen und das Rollen der Räder und das Werfen der Scheiben als Vegetationsmagie, als Sonnen- und Fruchtbarkeitszauber^{5a} aufgefaßt, der die Saaten hervorlocken soll. Dem Verstand des schlichten Mannes, der sich „über das Wie und Warum der umgebenden Natur nicht genügend Rechenschaft abzulegen vermag“, ist es nicht ohne weiteres klar, daß die Sonne im neuen Jahre seine Saaten wie im vergangenen segne; er kommt ihr durch eine Art homöopathischen Analogiezauber⁶ zu Hilfe und läßt durch Abbilder der Sonne die Fluren beleuchten: nach primitivem Glauben ist dann das Urbild gezwungen zu tun, was das Abbild gemacht hat. Oder noch eine andere Auffassung: man errichtet Feuer auf den Feldern, damit die Sonne, wie ihr Abbild, mit ihren Strahlen die Fluren erwärme, so wie man ein Bäumchen, einen Busch, einen Menschen, der den Wachstumsgeist darstellt, mit Wasser begießt, um durch solchen Regenzauber auch die Natur zum Regnen zu zwingen. Solcherlei Anschauungen entspringen eben primitiv religiösem Denken. Im übrigen glaubt man mit der Vernichtung des Wintergeistes, der Unfruchtbarkeit bringt, mit der Verbrennung der Stroh puppe, „des Winters“, die neue Fruchtbarkeit gefördert und, soweit der Schein des brennenden Strohmannes und der Radflamme dringt, die Flur vor Hagel- und Gewitterschaden (Hagel-, Halsefeuer) im kommenden Erntejahr geschützt.

Der Glaube an die übelabwehrende Kraft des Feuers entsprang dabei vielleicht praktischer Erfahrung. Wie das Feuer des Holzstoßes

⁴ E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche (Aus'Natur und Geisteswelt 518) 35 (1916).

⁵ A. Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz II, 1908) 5ff.; dort habe ich auch weitere Literatur verzeichnet.

^{5a} E. Hoffmann-Krayer, Schweiz. Archiv für Volkskunde XI (1907) 238 ff.

⁶ Martin P. Nilsson, Primitive Religion (1911) 31 f.; derselbe, Die volkstümlichen Feste des Jahres (1914) 31 ff.

lehrte, daß die Flamme die Luft von schädlichen Stoffen reinigt; wie man noch in unseren Tagen durch Feuer Krankheiten zu vertreiben sucht,⁷ so pflegten unsere Vorfahren mit einem Feuerbrand den neuerworbenen Grund und Boden zu umgehen um das Land vor verderblichen Geistern zu schirmen; so entstand auch bei Seuchen oder ansteckenden Krankheiten das Notfeuer,⁸ gegen das sich als einen heidnischen Brauch — ohne Erfolg — schon die Synoden des 8. Jahrhunderts wendeten. Es wurde ursprünglich entfacht, wenn epidemische Krankheiten unter Menschen oder Vieh ausgebrochen waren, und zwar auf Beschluß und mit Hilfe der ganzen Gemeinde; zuvor mußten alle Feuer des Ortes gelöscht sein. Durch einen reinen Jüngling wurde es mittels Reibens eines harten Holzes in einem weichen entfacht (daher der Name „Not-“ [n o d fyr, n i e d - fyr] d. h. durch R e i b u n g [hniutan, ahd. schlagen, stoßen] erzeugtes Feuer), worauf jedes Glied der Gemeinde das Feuer nährte. Durch den brennenden Holzstoß wurde dann alles Vieh dreimal getrieben, bis die Menschen selbst durch die Flamme sprangen. Schließlich nahm jede Familie etwas Feuer mit nach dem eigenen heimischen Herd, während die Asche auf Felder und Wiesen gestreut und den Tieren unter das Futter gemischt wurde.

Wie sich diese Sitte des Notfeuers, die heute noch in dem früher durch Reibung von Holz, Feuerstein oder Brennglas entzündeten kirchlichen Karstamtagsfeuer und der kirchlich-volkstümlichen Sitte des „Judasverbrennens“ weiterklingt,^{9a} in uralter Form bis ans 19. Jahrhundert heran auch in unserer Gegend erhielt, mag folgender Bericht von 1782 aus der Nähe Heidelbergs zeigen, für dessen anschauliche Genauigkeit wir dem „aufgeklärten“ Sinn des Mitteilenden danken müssen.

Schreiend fuhr am Mittag der Schweinehirt ins Dorf. — „Was bedeutet das?“ — fragten die Bauern. — „Es ist ein wüthender Hund unter die Heerde gekommen.“ — Im Hury war das Dorf versammelt und berathschlagte sich über die Kur, die man anzuwenden hätte. „Laßt uns zu Meister (Scharfrichter) auf Hirschhorn schiden“ — rief einer, — Zettel holen, und den Schweinen anhängen“ — „Der von Eberbach versteht das Ding besser“ — antwortete ein anderer“ — „Geht zur Frau auf Grosfachs“ — ruft ein dritter“ — die weiß ganz allein einen Brunnen, der für alle Schäden gut ist“ — „Geht zum Mann auf Meidenstein, der kanns Wasser besehen“ — schrie ein vierter, — Schickt überall hin, so gehts sicherer. sagte ein Ortsvorsteher — Schon waren die Kuriers bestellt, als ein Gerichtsmann auftrat und sagte: Macht ein Notfeuer, ist das Mittel nicht allemal probatum ge-

weist?“ — Notfeuer, Notfeuer, schrie nun alles. — „Verfaßt doch nicht auf Aberglauben“ ließ der Pfarrer sagen — sucht ohne Zeitverlust die Wunden auf, brennt sie mit einem glühenden Eisen aus, verwahret die verwundeten Schweine, gebt ihnen Quecksilber, und schießt sie vor den Kopf, nicht eher und nicht später, als bis sie anfangen zu trauren“. — „Glaubt dem Pfarrer nicht“, hieß es, „der hat's mit den studirten Doktors zu Heidelberg, und die wissen viel; was säumen wir? — Laßt uns Notfeuer machen!“ — Dieser Vorschlag ward nun allgemein gebilligt. Büttel und Scharwächter durchsuchten nun alle Häuser, löschten das vorhandene Feuer aus und verboten auf höheren Befehl, vor Endigung der Expedition anderes anzumachen. Andere holten Eisen, andere Stroh, andere Holz und noch andere Schwamm und Schwefelsaden — Nichts gieng über die Ernsthaftigkeit, die patriotische Miene, die herkulische Anstrengung, mit Eisen in der Hand, Feuer aus dem Holz zu expressen, den Eiser der Ablösenden, und den schweren Athemzug der Ablösten. — Eher hätte ich's gewagt, Feuer bey der Sonne zu holen, als mit den Bauern Feuer aus Holz zu pressen. — Und doch gab's kein Feuer. — „Es muß irgendwo noch Feuer im Ofen, oder auf'm Heerde seyn“ — Flugs wurde visitirt, und der Pfarrer schuldig funden. Nun gieng's an eine neue Berathschlagung. Man traute nicht, dem Pfarrer weiter zuzusehen; aber sein Hinderniß suchte man durch doppelte Anstrengung wegzuschaffen. Jetzt wurde zweymal doppelt geschafft, nachdem die Arbeit wegen erschöpften Kräften und zweifelhafter Hoffnung säumiger getrieben war. Es erhebt sich eine Stimme „es raucht“ — nun erholen sich alle Kräfte. Noch einmal — „es giebt Flamme“ — und es entsteht ein allgemeines Jauchzen; das Notfeuer war fertig. Die Freude wurde aber bald durch eine neue Hinderniß gestört; die versammelte Heerde Schweine wollte nicht durchs Feuer, und das war doch zur Kur notwendig. Die Bauern hezten sich heißer; noch giengen die Schweine nicht; man geht mit Strohfackeln auf sie los, und verdoppelt das Hejgeschrey; und weil der Bauer überzeugt ist, daß sich das Vieh durchs Fluchen treiben läßt, so wurden alle üblichen Flüche angewendet. Das Feuer, der Dampf, die brennenden Strohterzen, das heißere Hezen, die ausgebrüllten Flüche, und das Grunzen der Schweine stellten eine Scene vor, als ob die Hölle befürt würde. Die Schweine wurden endlich durch die Übermacht und das Stratagem der Bauern, die das Notfeuer in einem hohlen Weg angeordnet hatten, wohl ins Feuer getrieben und verfenjt, darüber sprangen sie nicht. Nun waren sie wieder so weit wie vorhin; die Schweine ließen sie nicht gerne an der Wuth sterben, sie ließen sie aber auch nicht gerne verbrennen (die Narren hatten aus Vorsicht das Feuer etwas zu groß gemacht). Barthel, ein flinker, verständiger Mann, riß die Gemeinde aus der Verlegenheit. Er erwischt das erste beste Schweinchen beym Ohr, springt damit durchs Feuer, und hält's, daß es schreyen muß. Nun springt die Mutter, nach ihr der Eber durchs Feuer, dem Blutsverwandten zu helfen, auf den Barthel los, die übrigen Schweine folgen dem gebahnten Weg; schon frohlockten die Bauern. Aber Barthel von Schweinen untertreten, giebt einen ängstlichen Laut von sich, der die Bauern nöthigt, auch durchs Feuer ihm zu Hülfe zu springen; und noch eben kam ihre Hülfe zur rechten Zeit, wenn sie ihm das Leben retten wollten.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß nach dieser Kur die gebissenen Schweine wüthend geworden wären, der Bauer hätte vielleicht seinen Aberglauben einsehen gelernt. Das geschah aber nicht; und konnte nicht geschehen, weil der Hund nur von seinem Herrn verlassen, und vom Hirten gereizt wurde, ihn und seine Heerde anzubellen. Die guten Folgen stärkten die

⁷ So die Choleraepidemien zu Marseille 1865 und zu Neapel 1892.

⁸ Auch S. A. Sauppe, Der Indiculus superstitionum et pagianiarum (Progr. Realg. Leipzig 1891) 20 f.

^{9a} Daß die alten heiligen Feuer (Vesta) das Sonnenfeuer unterhalten sollten, vermutet Cook, Folklore 15, 308 f.

Bauren im Aberglauben, und ich wollte dem Pfarrer nicht rathen, unglimpflich dagegen zu predigen.⁹

Das Notfeuer lehrt uns den mythischen Zusammenhang des Feuers mit der Sonne; die heilende und stärkende Kraft, die man der Sonne zuschrieb, schien dahin; es mußte ihr durch das zauberkräftige Neufener junge Kraft zugeführt werden; aus diesem Notfeuer sind vielleicht die regelmäßigen Johannisfeuer hervorgegangen, die einer Verseuchung im Hochsommer vorbeugen sollten. Irdisches Feuer und Sonnenfeuer aber sind nach der Auffassung des Naturmenschen identisch; die licht- und lebenspendende Sonne hat nur ein irdisches Abbild, das Feuer, ein Wunder für den primitiven Menschen, das ihn am deutlichsten von den Tieren trennt. Es ist nun eine bei fast allen Völkern gemachte Beobachtung, daß man durch bildliche oder plastische Darstellung gewisser Gegenstände die Dinge selbst zauberisch in den Bannkreis seines Willens zieht.¹⁰ Unter diesem Gesichtspunkt wird uns die schon oben erwähnte Darstellung der goldenen Sonnenscheibe von Trundholm auf Seeland¹¹ verständlich, die auf bronzernem Wagen von einem Pferd gezogen wird; so erklären sich die zahlreichen einfachen Darstellungen des Sonnenrades, die wir in den Hällerstingar, jenen skandinavischen Felsenzeichnungen^{11a} aus der älteren Bronzezeit, finden; so die Darstellung des vier- und mehrspeichigen Sonnenrades, des Kreises und Doppelkreises, des Swastika, des einfachen Kreuzes, der Steinart, auch der Schalenkreise in den Alpes Cotter im Wallis, auf der Monumentengruppe, deren Mittelpunkt der Feenstein (Pierre aux Fées) bildet;¹² so die Sonnenräder auf Bruchstücken von Gigantenreitergruppen des Fallberges bei Zabern¹³ und Jupitergigantensäulen sowie andern Denkmälern (Grabsteinen, Münzen) des römisch-keltischen Gebietes; einer der schönsten Grabsteine des Wasserwaldes bei Zabern¹³ zeigt so dreimal das vierspeichige Sonnenrad, um nur einige Belege den von Dr. F. Sprater bereits angeführten noch beizufügen.

⁹ Nach dem „Münchener Wöchentlichen Allerlei zum Nutzen und Vergnügen“ (39. Stück vom 27. September 1782), von mir veröffentlicht in: Blätter zur bayerischen Volkskunde 1. Reihe (1912) 17 ff.

¹⁰ E. Vogt, Germanische Mythologie (1906) 12 ff.; K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I 173 ff. Mit Unrecht wird nach G. Steinhilber, Germanische Kultur in der Urzeit² (1917) von Sophus Müller die Verehrung der Sonne bei den Germanen überhaupt gelehrt.

¹¹ A. Driif, Der Sonnenwagen von Trundholm (Zs. d. D. f. Volksk. XIV [1904] 210 ff.), F. Kauffmann, Arch. f. Religionswiss. VIII 120 ff.

^{11a} R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche (1878) 258 ff., 268.

¹² B. Reber, Schweiz. Arch. f. Volksk. XXI (1917) 83 (mit Abbildungen und weiterer Literatur).

¹³ A. Fuchs, Die Kultur der keltischen Vogesensiedelungen (1914) 175.

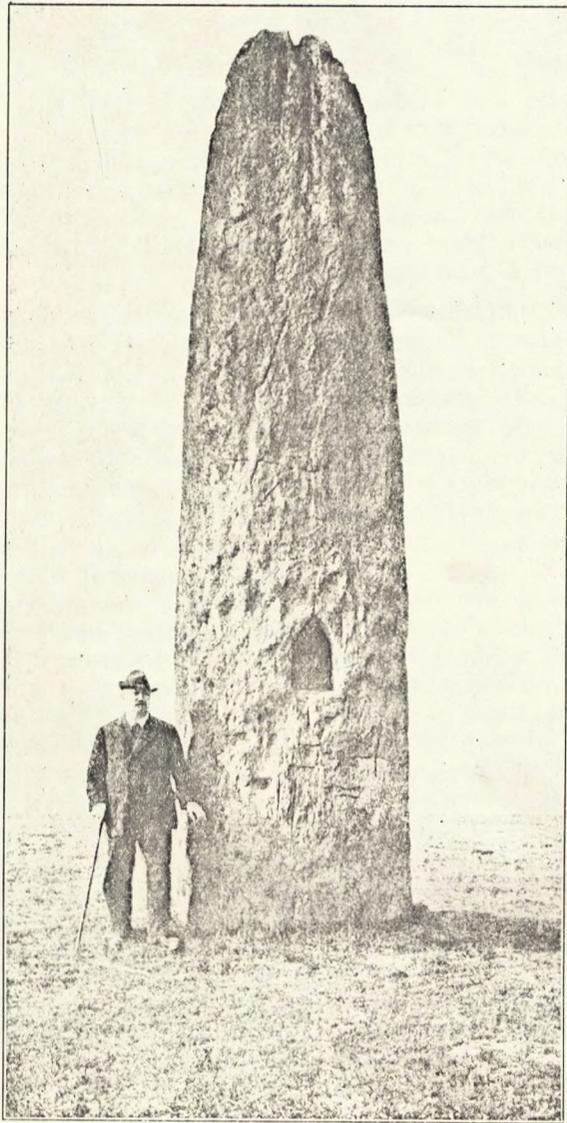
Unsere frühesten Quellen berichten mehrfach von der Verehrung, die das große Himmelsgestirn in seiner natürlichen Erscheinung bei den alten Germanen wie bei so vielen Naturvölkern fand. Nach Cäsar verehrten die alten Germanen nur das ihnen sichtbare, licht- und wärmependende Gestirn; das große Fest, das die Skandinavier vor dem Ende der Winternacht feierten, galt der wiederkehrenden Sonne. Angelsächsische Gesetze verbieten neben dem Kult heidnischer Götter die Verehrung der Sonne. In Genf¹² verehrte man im Jahre 1403 noch den Sol oriens als ein fast anthropomorphisches Wesen, das mit der persischen Sonnengottheit Mithra verwandt zu sein scheint, jener Gottheit, die ja auch römisch-orientalische Kultureinflüsse gerade in unserer Gegend zu Ehren brachten und zum gefährlichen Nebenbuhler des jungen Christentums zu machen drohten.¹⁴ In einer Weihnachtspredigt aus dem fünften Jahrhundert hat Papst Leo d. Gr. an die Kirchgänger der St. Petersbasilika die Mahnung gerichtet, doch nicht dem emporsteigenden Sonnengotte, dessen Sinnbild noch in dem alten Obelisk des neronianischen Zirkus erhalten war, wie man in unseren Gegenden vielleicht in den zahlreichen obeliskartigen Monolithen und Menhirs, so in dem schönen Gollenstein bei Bliestafel,¹⁵ Sonnenkultsymbole erblicken darf, mit geneigtem Haupte ihre Huldigung darzubringen. Und am Ausgang des italienischen Mittelalters hören wir, daß um 1300 Giotto's berühmtes Mosaikbild, das das Schiff der Kirche mit Christus und Petrus darstellte, in der Petersbasilika so angebracht sei, daß bei den nach Osten gewandten Gläubigen jeder Verdacht eines Sonnenkultes vermieden wurde.¹⁶

Wir sind mit einigen neueren Nachweisen des Sonnenkultes bis ins späte christliche Mittelalter gekommen; so zäh haften die Erinnerung an die Verehrung des Sol invictus, des unbeflegten Sonnengottes in der Erinnerung noch des mittelalterlichen Menschen, ja in der Ansetzung des christlichen Weihnachtsfestes auf den Geburtstag jenes Sol invictus klingt die Erinnerung auch heute fort. Fest und unerschütterlich ist dieser Glaube auch germanischen Stämmen gewesen: das weitverbreitete Scheibewerfen, das Anzünden des Sonnenrades im Vorfrühling, Gebildbrote (Schneckengebäcke zur Weihnachts- und Fastenzeit), in deren Form das alte Sonnensymbol des glückhaften Haken-

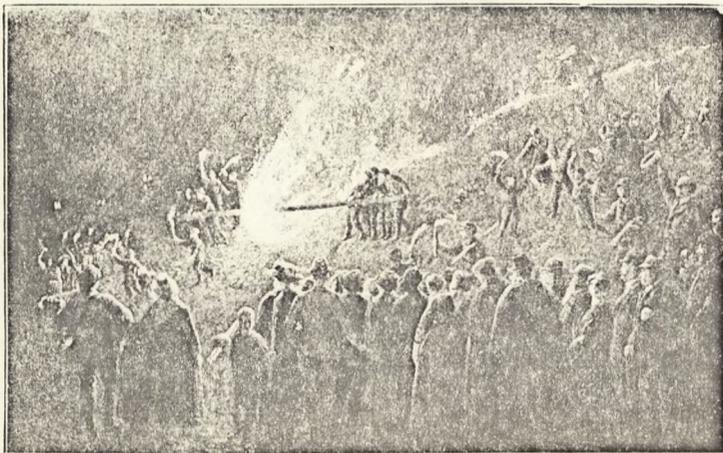
¹⁴ F. J. Hildenbrand, Über die Ausbreitung der Mithra-Verehrung im Gebiete der heutigen bayerischen Pfalz (Festschrift für Martin v. Schanz, 1912); jetzt auch R. Forrer, Das Mithra-Heiligtum von Königshofen bei Straßburg.

¹⁵ F. Sprater, Die Urgeschichte der Pfalz (1915) 35. Ich hoffe auf den Gollenstein zurückzukommen.

¹⁶ R. Hampe, Zur Entstehung der deutschen Kaisersage (Frankfurter Zeitung vom 27. Mai 1917, II. Morgenblatt).



Der Gollenstein bei Bliestafel (7 m hoch)
Aus Friedr. Sprater, Die Urgeschichte der Pfalz (Speyer 1915)



Fastnachtsrad in Langental
Nach dem Gemälde von Guido Schmitt (Heidelberg) aus Dr. C. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche (Leipzig, Teubner, 1916)

Kreuzes¹⁷ fortlebt, sind die letzten Reste jenes urtümlichen Glaubens und Brauches, der unseren Vorfahren ehemals als gehaltvolle religiöse Sitte erschien und heute, zwar zum Spiel verblaßt, doch immer noch lebendig ist; was uns jetzt als Aberglaube erscheint, das war einmal bedeutungsvolle Kulthandlung.¹⁸

Als ein Denkmal uralten Glaubens spricht auch der Brunholdisstuhl mit seinen Zeichen und Figuren zu uns. Wenn, wie uns von Dr. F. Sprater wahrscheinlich gemacht wurde, das dargestellte Reliefbild Jupiter bedeutet, so verbindet sich mit dem in solches römische Gewand gekleideten keltisch-germanischen Wetter- und Himmelsgott Taranis (=us) die Beigabe von Röß und Sonnenrad zu dem hier nur lose gefügten Kreis keltisch-germanischer Vorstellungen, der von künstlerisch geübter Hand in den eigenartigen Jupitergigantensäulen seinen monumentalen Ausdruck gefunden hat. Diese sogenannten Jupiterssäulen, Denkmäler eines interessanten Kultes, sind im Limesgebiet, in der Pfalz, im Moselgebiet, in den obergermanischen Landen rechts und links vom Rhein, in Gallia Belgica, im Gebiete der Mediomatriker und Treverer recht eigentlich zu Hause; wir kennen ihrer bereits Hunderte.¹⁹ Der Gott, der da als härtiger Reiter über ein schlangenförmiges Wesen wegreitet, ist kein echter römischer Jupiter, es ist ein einheimischer Gott, dessen Namen wir nur leider noch nicht kennen. Wir dürfen aber vermuten, daß es, wie Jupiter, ein keltischer oder germanischer Himmels- und Wettergott, ein Lichtgott war, der hoch in die Lüfte gehoben durch die Wolken fährt. Und darauf weist auch das Rad, das Zeichen des keltischen Gottes Taranus (=is), wohl sicher das Sonnenrad, weist der Blitz, das Himmelsfeuer, mit dem der Gott der Jupiterssäulen bisweilen geschmückt ist. Auch an jene vermutlich germanische Lichtgöttheit sei erinnert, die ein frühfränkischer, merowingischer

Grabstein aus Niederdollendorf (Siegkreis) im Bonner Provinzialmuseum zeigt (abgebildet im „Führer durch die Antike Abteilung“ [1915] Tafel XXIX) und die, mit dem Sonnenrad auf der Brust, das Haupt vom Strahlentranz umgeben, wohl einen Jupiter ähnlichen gallisch-germanischen Sonnengott darstellt.

Der Brunholdisstuhl führt uns also mit seinen bildlichen Darstellungen und den Bräuchen, die sich an jene Stätte knüpfen, das Fortleben alt-einheimischen Wesens deutlich vor Augen. „Der bloße Gang der Zeit bewirkt so wenig Unterschied in solcherlei religiösen Sitten und Bräuchen, daß ein moderner Missionar bei einem wilden Stamm sie besser verstehen lernen kann als die Römer, die sie vor zweitausend Jahren ausübten.“²⁰ Die Romanisierung unserer Gegend hat das eigentliche heimische Volksleben im Grunde wenig berührt. Vorübergehend zurückgedrängt, ist der alte Volksglaube doch in vollem Umfang erhalten geblieben und dringt auf Denkmälern in römischer Form und Gewandung immer deutlicher hervor,²¹ zumal dann, als eine Neubelebung nationalen Empfindens bei Galliern und Germanen unter Führung der im 3. Jahrhundert als Baueinpriester wieder neuhervortretenden Druiden das keltisch-germanische Selbstbewußtsein stützte und stärkte. So hat gallische und germanische Religion das Eindringen der römischen Götter wie der orientalischen Kulte mit Zähigkeit überdauert und ragt in ihren letzten Verästelungen noch weit in das Reich der Religion hinein, die dem religiösen Bedürfnis am meisten zu bieten vermag, des Christentums. Es ist eine einmal noch zu lösende reizvolle Aufgabe zu zeigen, wie auch in unserer Gegend christlicher Kult an Stätten des heidnischen heimisch und festhaft wurde.²² Damals als ums Jahr 1000 die innerliche Eroberung des Christentums durch die Germanen begonnen, als eine neue, erdfeste Gläubigkeit im Heliand Wort ward, als die Heliandsdome zu Worms, Speyer und Mainz²³ in jugendlicher Schöne sich zum Himmel reckten, da fiel ein verglimmender Schimmer von des uralten Sonnengottes leuchtender Herrlichkeit auf den jungen, sieghaften „Landeswart“ aus der „Bethlehemsburg“, aller Könige größten, Jesus von Nazareth.

¹⁷ M. Höfler, Zs. d. V. f. Volkskunde XIII (1903) 395 f., dort weitere Literatur; derselbe, Bayer. Heimat-schutz X (1912) 172 ff.; vgl. jetzt auch das (in seinen Zielen nicht hieher gehörige) volkstümliche Buch von W. Schwane, Unterm Hafenkreuz (1913) mit anregenden, wenn auch nicht stets annehmbaren Ausführungen über germanische Kulturentwicklung und vielen Literaturangaben, auch E. Vogt bei J. Hoops, Reallexikon II 363.

¹⁸ Ähnliches und Literaturnachweise in meinem Beitrag zu der Festschrift für E. Hoffmann-Krayer (Basel 1916) „Volkskundliche Untersuchungen“: Gebetsparodien, sowie meiner Schrift „Frauenrechtliches in Brauch und Sitte“ (1913) 59.

¹⁹ F. Hertlein, Jupitergigantensäulen (1910), vgl. auch bei J. Hoops, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde II 619 ff.; S. Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit (Wissenschaft und Bildung 112) 110 ff.; A. Fuchs a. a. O. 122; G. Ammon, Germania von Cornelius Tacitus (1913) XXVII.

²⁰ E. B. Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit (1866) 174 f.

²¹ A. Dieterich, Der Untergang der antiken Religion in dessen „Kleinen Schriften“ (1911).

²² In diesem Zusammenhang wäre z. B. auch die von G. J. Schreier (Klingenmünster 1902) aufgeworfene Frage des „Götterhains bei Klingenmünster“ neu zu prüfen; vgl. diese Zeitschrift XIX (1902) 47 f.

²³ Mogontiacum (Mainz) von Mogon (keltischer Sonnengott), der oft mit Sonnenrad (Willigis' Rad?) dargestellt ist. G. Ammon a. a. O. 84.